



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Z.: Die auswärtige Politik Frankreichs während der Julimonarchie : die
orientalische Frage : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die auswärtige Politik Frankreichs während der Julimonarchie.

Guizot mémoires pour servir à l'histoire de mon temps.

Die orientalische Frage.

(Fortsetzung.)

In einem früheren Aufsatze haben wir die Entwicklung der orientalischen Frage bis zum Rücktritt des Ministeriums Soult und der Sendung Guizots nach London ausführlich besprochen und den weiteren Verlauf der Begebenheiten mit wenigen Worten angedeutet. Der seitdem erschienene fünfte Band von Guizots Memoiren schildert die fruchtlosen Bemühungen Frankreichs, die Wirkungen der Note vom 27. Juli 1839 zu entkräften, das Einverständniß zwischen Rußland und England zu lösen und dadurch zugleich sich aus seiner Isolirung zu befreien, ohne seinen principiellen Standpunkt in der vorliegenden Frage aufzugeben oder auch nur zu modificiren. Wir haben schon bemerkt, daß von dem Augenblicke an, wo Rußland sich an die Politik Lord Palmerstons angeschlossen, die Lösung der Frage in einem den französischen Wünschen ungünstigen Sinne entschieden war, und daß Frankreich, falls es sich nicht zu einem Aufgeben seines schroffen Standpunktes entschließen wollte, fortan im Grunde nichts Anderes übrig blieb, als den Knoten mit dem Schwerte zu durchhauen oder dem Vorgehen der Mächte einen Protest entgegenzusetzen. An ein kriegerisches Vorgehen Frankreichs glaubte indessen niemand, und eben deshalb mußte auch ein Protest unfruchtbar und wirkungslos bleiben. Die Situation gewinnt also den Charakter der Unbeweglichkeit, der stets da eintritt, wo ein auf die Spitze getriebenes Princip, von einem andern Princip überwunden, es nicht über sich gewinnen kann, seine Niederlage einzugestehen. Guizots Sendung war daher von vorn herein eine hoffnungslose, und nicht daraus ist ihm vom französischen Standpunkte aus ein Vorwurf zu machen, daß es ihm nicht gelungen ist, dem Pascha den erblichen Besitz Syriens, und damit Frankreich die leitende Rolle in der europäischen Politik zu verschaffen, sondern höchstens daraus, daß er, nachdem die diplomatische Niederlage bereits völlig entschieden war, noch einen Augenblick an die Möglichkeit eines Sieges mit diplomatischen Mitteln glaubte.

Somit ist Guizots Gesandtschaft wohl eigentlich eine fortdauernde diplomatische Agonie, deren Zuckungen durch alle Phasen hindurch uns Guizot mit Offenheit darlegt. Er bemüht sich keineswegs, die Irrthümer der französischen Politik, die er, wie er selbst schon im vierten Bande der Memoiren eingesteht, in vollem Maße getheilt hat, zu beschönigen oder zu verhüllen. Seine Darstellung trägt so entschieden das Gepräge der Aufrichtigkeit und ist so vielfach mit bedeutenden Documenten, unter welchen seine Berichte an das Ministerium, so wie seine Unterhaltungen mit seinen nicht bloß durch diplomatisches Talent, sondern auch durch die Gunst der Umstände überlegenen Gegnern die erste Stelle einnehmen, belegt und beglaubigt, daß dieser fünfte Band der Memoiren einen wichtigen und interessanten Beitrag zur Geschichte jener Periode bildet. Guizot ist sich der Gefahren der Lage offenbar klarer bewußt, als Thiers, der völlig von seinen Irrthümern beherrscht ist. Wo sich die Gelegenheit zu einem Einlenken, freilich nur mit Aufgeben des bis dahin festgehaltenen Standpunktes bietet, ist Guizot geneigt, dieselbe zu ergreifen; aber es fehlt ihm, dem sonst so energischen Staatsmann, durchaus an der Entschlossenheit, dem Minister gegenüber seine Ansicht kräftig zur Geltung zu bringen. Er legt es Thiers nahe, den richtigen Entschluß zu fassen, aber er scheut sich das entscheidende Wort auszusprechen; seine Verantwortung lastet zu schwer auf ihm; daher ist sein Verhalten völlig correct, d. h. auß strengste seinen Instructionen entsprechend. Stets hat er dem Standpunkte seines Cabinets mit Ausdauer und Zähigkeit den angemessenen Ausdruck zu geben gesucht, stets die vorliegende Frage mit Geschick und geistreicher Dialektik discutirt; doch war damit, wie die Dinge lagen, nicht viel gewonnen. Auf Thiers und die öffentliche Meinung in Frankreich hat er keinen Einfluß geübt, und konnte es nicht, da seine Auffassung ebenso sehr von den alten Vorurtheilen, wie von den in London empfangenen neuen Eindrücken bestimmt wurde, und er daher nicht fest und klar genug in seiner Ansicht war, um Irrthümern gegenüber, von denen er selbst sich noch nicht völlig losgesagt hatte, die wirkliche Lage der Dinge mit Unbefangenheit zu erwägen und darzulegen.

Die ganze Situation tritt uns in dem sehr ausführlich mitgetheilten ersten Gespräch, welches Guizot mit Palmerston über die orientalische Frage hatte, entgegen.

Guizot hebt, dem französischen System gemäß, in diesem Gespräche hervor, daß der Knotenpunkt der ganzen Frage in Konstantinopel liege; die ägyptische Frage, obschon die Veranlassung, daß Europa sich mit Konstantinopel zu beschäftigen habe, sei selbst von secundärer Bedeutung, müsse aber, um Konstantinopel vor jeder Erschütterung zu bewahren, durch ein friedliches Abkommen zwischen dem Sultan und dem Pascha entschieden werden. Denn jede Anwendung von Gewalt im Orient schlage zum Vortheile von Rußland aus. — Die

weitere Schlussfolge aus diesen Prämissen war klar: Weil vorauszusehen ist, daß Mehemed Ali nicht freiwillig auf Syrien Verzicht leisten wird, so muß man ihm dasselbe lassen. Denn ein Kampf, der nur Rußland Vortheil bringen würde, muß vor allem vermieden werden. — Lord Palmerston setzt dieser Argumentation entgegen, daß es vor allem darauf ankomme, die Türkei zu stärken; das beste Mittel dazu sei, den Pascha zu zwingen, ihr Syrien zurückzugeben. Was Rußland betreffe, so zeige dies guten Willen, im Einverständniß mit Europa zu handeln; man müsse diese günstige Stimmung benutzen. Ein militärisches Einschreiten Rußlands im Namen Europa's hält er nicht eben für bedenklich, deutet auch auf eine Cooperation Oestreichs hin. An einen erfolgreichen Widerstand Mehemed Ali's glaubt er nicht; das Hauptargument der französischen Diplomatie macht daher gar keinen Eindruck auf ihn. Unverhüllt läßt er sein Mißtrauen gegen die Pläne Frankreichs hervortreten. Frankreich wolle sich in Mehemed Ali einen Allirten erziehen und so die ganze Küste des mittelländischen Meeres von Marokko bis zum Golf von Alexandrette unter seine Botmäßigkeit oder seinen Einfluß bringen. Dies könne England nicht anstehen (*Cela ne peut nous convenir*). Damit hatte Lord Palmerston offenbar die Seite der Frage getroffen, die ein Einverständniß zwischen den beiden Westmächten unmöglich machte. Der Verdacht eigennütziger Herrschaftspläne, mochte Guizot ihn auch in das Gebiet der Zukunfts- und Conjecturalpolitik verweisen, war unverilgbar, so lange Frankreich auf seinem Standpunkte beharrte; er heftete sich an jeden Schritt, den Frankreich zu Gunsten des Pascha that.

Guizot fragt im weiteren Verlauf des Gesprächs, ob hinter dem Rücken Frankreichs die Frage bereits abgeschlossen, ob die gegen Mehemed Ali anzuwendenden Zwangsmittel bereits geregelt seien. Lord Palmerston verneint dies, legt aber Guizot zwei Entwürfe vor, den einen von Palmerston selbst, den andern, wie Guizot vermuthet, von östreichischer Seite aufgestellt. Beide enthielten 1. die Verpflichtung der fünf Mächte, die Türkei gegen jeden neuen Angriff des Pascha und jede Invasion dießseits des Taurus sicher zu stellen; 2. die eventuelle Anordnung der Besetzung Konstantinopels und des Marmormeers; 3. die Angabe der im Falle der Widerseßlichkeit gegen Mehemed Ali anzuwendenden Coercitivmittel. Der Entwurf Lord Palmerstons war ein Tractat zwischen den fünf Mächten und der Pforte; in dem zweiten Entwurfe verhandelten die fünf Mächte unter einander, und die Pforte nahm einfach ihre Vorschläge an.

Nicht erfolgreicher waren Guizots Bemühungen, auf die andern Cabinetmitglieder einzuwirken. Von allen Seiten lebhafteste Wünsche für das Bestehen der englisch-französischen Alliance, aber keine Aussicht auf Nachgiebigkeit in der vorliegenden Frage! Mochten die übrigen Minister das Mißtrauen ihres Col-

legen gegen Frankreich theilen oder nicht, Lord Palmerston hatte durch seine diplomatischen Maßregeln den Knoten zu fest geschürzt, als daß ihm aus dem Schooße des Cabinets so leicht ein Widerstand erwachsen konnte. Er hatte sein System zu einer vollendeten Thatsache gemacht. Gewiß der Wahrheit gemäß konnte er versichern, daß hinter Frankreichs Rücken keine weiteren bindenden Verabredungen getroffen waren. Es bedurfte derselben eben nicht, da alle weiteren Maßregeln sich mit Nothwendigkeit aus der von ihm geschaffenen Situation entwickeln mußten.

Wir können nicht behaupten, daß Guizot die aus dieser Verwicklung für Frankreich mit Nothwendigkeit entspringenden Gefahren verkannte. In einem Schreiben an Thiers vom 12. März behauptet er, was uns freilich nur sehr bedingt als richtig erscheint, das englische Cabinet wünsche mit Frankreich im Einverständniß zu handeln und sei zu Concessionen geneigt, um dies Einverständniß herzustellen. Wenn indessen, fährt er fort, wir zu nichts Positivem kommen, wenn wir immer nur zu vertagen und alle Schwierigkeiten in Unmöglichkeit zu verwandeln scheinen, so würde, glaube ich, ein Augenblick kommen, wo das großbritannische Cabinet in Folge eines plötzlichen Entschlusses vorziehen würde, lieber ohne uns und mit andern zu handeln, als nichts zu thun. Aber eine große Selbsttäuschung war es, wenn er bei der Mittheilung, daß Rußland die Zulassung des türkischen Bevollmächtigten bei den Verhandlungen zugegeben hatte, und daß derselbe nächstens erscheinen würde, noch, wenn auch nicht mit völliger Sicherheit, die Alternative glaubte aufstellen zu können: entweder Frankreich zieht sich ganz von der Angelegenheit zurück, oder es setzt sich in Einverständniß mit England, indem es mit ihm in der konstantinopolitanischen Frage gemeinschaftlich handelt und in der syrischen Frage Concessionen von ihm für Mehemed Ali erhält. Als ob England in diesem Augenblicke irgend eines Dienstes von Seiten Frankreichs bedurft hätte, den es mit Concessionen hätte erkaufen müssen. Das war ja eben der Meisterstreich der Politik Lord Palmerstons, daß er die konstantinopolitanische Frage ganz beseitigt hatte, um nicht nöthig zu haben in der syrischen Frankreich Concessionen zu machen. In der That war die Alternative vielmehr so zu stellen: Entweder Frankreich zieht sich von der Angelegenheit zurück, oder es gibt seine Anschauung in der syrischen Frage völlig auf. — Guizot hatte allerdings von diesem Wandel der Dinge eine Ahnung, suchte sich ihrer aber zu erwehren und zwar, wie aus vielen Stellen hervorzuleuchten scheint, gegen seine innere Ueberzeugung; der König dagegen war völlig Sanguiniker. „Seien Sie überzeugt, mein lieber General,“ sagte er zum General Baudrand, „daß die Engländer über einen derartigen Gegenstand niemals eine Convention mit den andern Mächten abschließen werden, ohne daß Frankreich eine der verhandelnden Mächte ist. Ich wünschte, daß unser Gesandter davon ebenso überzeugt wäre, wie ich

es hin.“ — Thiers nahm die Angelegenheit allerdings nicht so leicht, wie der König, konnte jedoch zu einem festen positiven Entschlusse nicht kommen. Statt zu handeln blickt er rückwärts, kritisiert und tadelt. Alle Schuld der gegenwärtigen Verwicklung schiebt er auf die Note vom 27. Juli 1839, womit durchaus nichts gewonnen war, abgesehen davon, daß diese Ansicht auf einer völlig einseitigen Auffassung der Dinge beruhte. Guizot bemerkt mit Recht, daß, wenn sich Frankreich der Note nicht angeschlossen hätte, dies nur die Folge gehabt haben würde, daß die Isolirung Frankreichs schon früher eingetreten wäre. Die Instructionen, die Thiers Guizot ertheilt, tragen den der Situation genau entsprechenden Charakter eines Gemisches von Rathlosigkeit und Vertrauen auf unhaltbare Voraussetzungen. Guizot solle Zeit gewinnen, sagen, daß das französische Cabinet durchaus keine absolute Meinung hätte, er solle die Inconvenienzen der Politik Lord Palmerstons nachweisen und jeden definitiven Entschluß verzögern. Sodann solle er sich von jeder gemeinschaftlichen Berathung mit den vier Mächten fern halten und so das französische Cabinet von den Banden freimachen, welche die Note vom Juli 1839 ihm auferlegt hätte. Er selbst wollte sich jedes Versuches, unter der Hand ein directes Arrangement zwischen der Pforte und dem Pascha zu Stande zu bringen, enthalten. Aber er hoffte ein solches von dem natürlichen Laufe der Dinge; ja er erwartete, daß durch ein Hinzögern die Mächte müde gemacht werden und sich zu dem Entschlusse gedrängt sehen würden, selbst den Status quo zwischen der Pforte und dem Pascha zu garantiren. Die Naivetät dieser Instructionen würde unbegreiflich sein, wenn man nicht erwägt, daß die Auskunfts Mittel der absoluten Verlegenheit in der Regel so beschaffen sind, daß sie die Verlegenheit nur steigern, und daß es im Privatleben, wie in der Politik nichts gibt, was so viel Selbstüberwindung kostet, als eine fixe Idee aufzugeben, wenn man Jahrelang auf dieselbe, wie auf eine Karte, Ehren, Einfluß, Macht, kurz ein ganzes politisches System gestellt hat.

Der Fehler in Thiers Politik tritt nur um so schärfer hervor dadurch, daß ein Factor in seiner Berechnung in der That nicht ganz unrichtig war. Allerdings erweckte die Unbeweglichkeit der Situation in den Vertretern der Continentalmächte ein gewisses Unbehagen, welches aber natürlich nicht so weit ging, daß sie sich den Standpunkt des französischen Cabinets anzueignen geneigt waren. Eine Annäherung fand indessen statt. Der Wunsch nach einem Einverständniß aller Mächte führte zu dem von dem österreichischen Bevollmächtigten v. Neumann aufgestellten Plane, Syrien zu theilen und zwar in der Art, daß Acre an Aegypten fiel. Dieser Concession trat auch, wiewohl mit Widerstreben und schwerlich aufrichtig und ohne Hintergedanken, Lord Palmerston bei. Darüber aber, und dies blieb der wesentlichste Differenzpunkt Frankreich gegenüber, waren die vier Mächte einig, daß gegen Mehemed Ali im

Widersehungsfälle Zwangsmaßregeln anzuwenden wären; auch wurde ihm der Besitz Syriens nur auf Lebenszeit zugestanden. Thiers beharrt diesem Vorschlag gegenüber, der das äußerste Zugeständniß enthielt, auf welches Frankreich rechnen konnte, auf seinem Standpunkt: der Vorschlag ist für Mehemed Ali nicht annehmbar, also müssen auch wir ihn ablehnen. In dem Sinne schrieb er noch am 19. Juni an Guizot.

Bisher hatte sich die Pforte an den Verhandlungen durch ihren Gesandten in Paris, Nuri Efendi, der zu dem Zwecke nach London gegangen war, theiligt. Jetzt erschien ein neuer türkischer Bevollmächtigter, in der Person des sehr befähigten Chefib Efendi. Dieser forderte alsbald unter Hinweis auf die Gefahren, welche die Verlängerung des Status quo mit sich brachte, dringend eine definitive Lösung und rasches Handeln. Jede der beiden Parteien suchte seine Schilderung der Lage des ottomanischen Reiches zu ihrem Vortheile auszubenten. Im Ganzen trugen seine Erklärungen dazu bei, den Muth und die Hoffnungen der französischen Diplomatie neu zu beleben. Das Bedürfniß, bald zum Ziele zu kommen und der Verdruß darüber, daß die Angelegenheit seit Monaten ihrer Lösung scheinbar um keinen Schritt näher gekommen war, ließ im englischen Cabinet, so wie im Parlament, den Wunsch nach einer Vereinigung mit Frankreich lebhaft werden. Auch die Gesandten der Mächte, selbst der russische Gesandte, Baron Brunnow, setzten ihre vermittelnden Bemühungen fort, drangen in Guizot, sich mit Palmerston zu verständigen und versprochen, im Sinn einer billigen Ausgleichung bei ihm zu wirken. Neumann war sogar bereit, ganz Syrien, allerdings nicht erblich, zu opfern. Klar ist es allerdings nicht, ob dies Entgegenkommen, besonders von Seiten Brunnows, mehr war, als ein Versuch, die Verantwortung für einen Conflict mit Frankreich auf Palmerston zu werfen. Jedenfalls aber hätte Thiers die gebotene Hand ergreifen sollen, auch wenn sie nur zum Schein gereicht war. Denn nur durch eine rückhaltlose Annahme der Vorschläge konnte Palmerston die ausschließliche Leitung der diplomatischen Action entzogen werden, was für Frankreich immerhin ein bedeutender Gewinn gewesen wäre. Denn daß Palmerston in der That an nichts weniger, als an Concessionen dachte, trat bald hervor. Er schien durchaus noch nicht in der Stimmung zu sein, die Angelegenheit zu beschleunigen, und erklärte die Gerüchte über den traurigen Zustand des ottomanischen Reiches für übertrieben. Es kam Guizot vor, als ob er auf einen für seine Pläne günstigen Zwischenfall warte. So viel war klar, daß er mit der Nachgiebigkeit, die Preußen und Oestreich gezeigt hatten, nicht zufrieden war. In Thiers fand er einen Bundesgenossen. Nach den Eröffnungen Neumanns, der mit Bülow zusammen sich bereit erklärt hatte, von Palmerston förmlich zu verlangen, daß er der Concession: „Syrien lebenslänglich, Aegypten erblich“ beiträte, bat Guizot Thiers dringend um bestimmte Instructionen;

er erklärt, daß die Krisis herannähe, hebt die Wichtigkeit einer Entscheidung hervor. Es erscheint uns unzweifelhaft, daß Guizot für ein Eingehen auf die Vorschläge der Gesandten war. Warum aber machte er diese Meinung nicht mit aller Entschiedenheit geltend? Thiers erklärt, in seiner abwartenden Haltung verharren zu wollen, gewiß der größte Dienst, den er seinen Gegnern leisten konnte. Denn Palmerston, für den jetzt der Augenblick des Handels herannähe, konnte, wenn Frankreich im Moment der Krisis sich schmolle mit der Rolle des mißvergnügten Zuschauers begnügte, sicher sein, sowohl im englischen Cabinet, wie in der Diplomatie seiner Anschauung den unbedingtsten Sieg zu verschaffen. Wohl hatte Guizot alle Ursache, ein nahes Abkommen unter Vieren zu befürchten.

Ein Ereigniß in Konstantinopel, welches Thiers ebenso in seiner Sicherheit bestärkte, wie es Palmerstons Eifer verdoppelte, trug wesentlich dazu bei, die Krisis zu beschleunigen. Es war dies die plötzliche Absetzung des Großwesirs Khosrew Pascha, der für den erbittertsten Feind Mehemed Ali's galt. Der Vicekönig war außer sich vor Entzücken, als er vom französischen Generalconsul Cochelet die Nachricht vom Falle seines alten Widersachers empfing. Er sprang von seinem Divan auf, weinte vor Freude und sah, von seiner feurigen Phantasie fortgerissen, seinen Zwist mit dem Sultan als bereits gelöst an. Cochelet mahnte zur Mäßigung, Thiers ging so weit, ihm den Rath zukommen zu lassen, sich mit der Forderung des lebenslänglichen Besizes von Syrien zu begnügen. Auf derartige Concessionen ging der sanguinische Greis jedoch nicht ein, er glaubte sich seiner Sache so sicher, daß er sofort beschloß, dem Sultan seine Flotte auszuliefern, an einem directen Arrangement mit der Pforte zweifelte er keinen Augenblick länger.

Gerade ein solches wollte aber Palmerston um jeden Preis verhüten. Auch ihm lag weniger an dem Detail der Friedensbedingungen, als daran, daß der Friede durch die Mächte vermittelt werde, weil jedes directe Abkommen ein Triumph Frankreichs gewesen wäre. Die Gefahr eines directen Abkommens lag aber um so näher, da Frankreich im Sinne eines solchen sowohl in Konstantinopel wie in Alexandria thätig war. Zwar bemühte sich Thiers, um dem Verdachte doppelten Spiels zu entgehen, diese Versuche als ganz unverfänglich und durchaus nicht den Charakter einer förmlichen Vermittelung an sich tragend darzustellen. Wo sollte man aber die Grenze zeichnen zwischen der Rolle eines Rathgebers und eines Vermittlers? Jedenfalls gab man Palmerston durch jeden Schritt in dieser Richtung eine Waffe in die Hand, die dieser nicht säumte, zu benutzen. Er erklärte im Cabinet unter Hinweisung auf die diplomatischen Bemühungen der französischen Agenten in Konstantinopel und Alexandria, da Frankreich sich von den vier Mächten getrennt habe, sei von Seiten dieser auch auf Frankreich keine Rücksicht mehr zu nehmen. Auch ein

Aufstand in Syrien gegen Ibrahim Pascha, der von vielen Seiten englischem Einflusse zugeschrieben wurde, kam ihm zu Hülfe. Guizot findet sich mehr und mehr vereinsamt, er sieht die Katastrophe herannahen, auch Thiers wird in seiner Sicherheit wankend. In einem Schreiben an Guizot vom 16. Juli hat er nur noch den Trost, daß die Engländer sich in ein gefährliches Unternehmen einlassen, daß eine Isolirung von Frankreich (er glaubt also endlich an dieselbe) für sie folgenreicher sein würde, als sie sich einbilden, daß man sich übrigens aber nicht einschüchtern lassen dürfe. Beim Beginn des Conflicts habe man eine andere Haltung wählen können, seit der Note vom 27. Juli 1839 sei dies nicht mehr möglich. Am 17. Juli erhält Guizot von Palmerston die Mittheilung, daß am 15. Juli der Vertrag zwischen der Pforte und den vier Mächten abgeschlossen sei.

Eine Betrachtung des Vertrags und seiner Ausführung so wie einige allgemeine Bemerkungen über die Krisis behalten wir einem folgenden Artikel vor.

Z.

Römisches Straßenleben.

3.

(Geschrieben im April 1862).

Will man Rom's elegante Damenwelt in der Nähe bewundern, so muß man Sonntags in den Mittagsstunden den Corso besuchen.

Die Römerin geht sehr gewissenhaft jeden Sonntag in die Messe. Wenn solche beendigt ist, raucht sie in den schweren Stoffen ihrer kostbaren Toilette, das saubergebundene Meßbuch in der tadellos behandschuhten Hand, den Corso einige Mal auf und ab — nie allein, sondern entweder in Begleitung ihres Mannes oder von Mutter und Tochter. Es sind stolze Weiber mit dem Blick und dem Gang von Königinnen.

Es gehört in diesen Stunden nicht zum guten Ton, auf dem Corso zu fahren; nur Fremde verstoßen dagegen zuweilen. Aber die jungen und alten Flaneurs stehen an den Straßenecken, lassen die beau monde an sich vorüberwallen und rauchen ihre feuchten, qualmenden Scelti.